

Eröffnung der
Diasporaaktion des Bonifatiuswerks

Hoher Dom

09.11.2025

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

also, ich weiß nicht, wie es Ihnen geht. Aber ich mag dieses Lied und singe es gerne. „Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh / mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu“. Als Kind habe ich es öfters auch an Sonntagen im Gottesdienst gesungen. Heute ist es von dort nahezu verbannt. Vielleicht, weil es uns zu sehr an unsere Vergänglichkeit erinnert. So erklingt es heute denn auch fast ausschließlich nur noch auf Beerdigungen und zu Allerseelen.

Dabei will uns dieses Lied nicht einfach nur an unsere Endlichkeit erinnern. Vielmehr erinnert es uns an ein Grunddatum christlicher Existenz: Ja, das stimmt schon. Wir haben auf Erden keine bleibende Stätte. Wir leben hier gewissermaßen im Exil. Wir leben in der Zerstreuung, in der Diaspora.

Schon das jüdische Gottesvolk kannte diese Erfahrung. Seine Diasporaerfahrung machte es u.a. vor allem als es nach der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier in deren Land zwischen Euphrat und Tigris verschleppt wurde und dort wie ausgestreut unter Heiden lebten musste.

Auch den ersten Christen erging es nicht anders. Unter den Briefen des Neuen Testaments sind zwei ausdrücklich an Diasporachristen adressiert: Der

Jakobusbrief (Jak 1,1) und einer der beiden Petrusbriefe. Der erste Papst beginnt ihn so: „... an die erwählten Fremden in der Diaspora... (1 Petr 1,1).

Der Apostel erinnert die ersten Christen damit an ihre grundlegende Berufung, nämlich - wie er sagt - als Auserwählte und Fremdlinge in der Diaspora, wörtlich in der Zerstreuung zu leben und das nicht nur, weil sie in Kleinasien geographisch in der Zerstreuung leben, sondern weil die geistig-geistliche Situation aller Christen, der des jüdischen Volkes in der babylonischen Gefangenschaft entspricht: Wir leben gegenwärtig in dieser Welt fern unserer eigentlichen Heimat, dem himmlischen Jerusalem. Aber so wie Israel dazu berufen war, in der „Fremde“ Jahwe als den einen, wahren und einzigen Gott zu bezeugen, so ist es durch die Zeiten hindurch

unsere Aufgabe als Christen in der Fremde dieser Welt durch ein gottesfürchtiges Leben sowie durch gute Werke den gegenwärtigen, unsichtbaren Gottes zu bezeugen. Die Erfahrung, in der Diaspora zu leben, ist also eine Grundhaltung christlicher Existenz. Wie sehr wir als Christen „Fremde“ sind, wird für uns nahezu täglich mehr und mehr spürbar und erfahrbar.

Dabei hatte doch schon vor über 75 Jahren der Jesuit Ivo Zeiger auf dem Katholikentag 1948 in Mainz festgestellt, dass Deutschland Missionsland sei. Eine interessante, herausfordernde Diagnose - wie ich in der Rückschau finde -, die uns freilich in ihrer Konsequenz und Tragweite über lange Jahre nicht bewusst war, die wir viel-leicht nicht wahrhaben wollten und deshalb verdrängt haben. Erst anlässlich des Weltmissionssonntags 2004 greifen die Deutschen Bischöfe in einem Hirtenbrief diesen Gedanken Ivo Zeigers auf und sprechen selbst davon, dass Deutschland Missionsland geworden sei.

Dass das so ist, spüren und erfahren wir quasi täglich in nahezu allen Lebenskontexten, in denen wir unterwegs sind. Die aktuelle, sechste

Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung kommt denn auch zu dem Ergebnis, dass inzwischen weniger als die Hälfte der Menschen in Deutschland einer der beiden großen Kirchen angehören. Und der Trend geht weiter in diese Richtung. Ebenso schnell nehmen die Bindung an den eigenen Glauben und die damit einhergehende christliche Sozialisation ab. So bezeichnet sich unter den Mitgliedern einer der beiden großen Kirchen schon etwa jeder Vierte selbst nicht mehr als Christ oder Christin.

Ich meine: Das darf uns nicht ängstigen. Dies gilt es auch nicht zu beklagen, wohl aber nüchtern festzustellen und sich daran zu erinnern, dass dies eigentlich der Normalzustand für Christen in dieser Welt ist. Henri de Lubac, dieser große französische Theologe und spätere Kardinal, hat in diesem Kontext einmal gesagt: „Nicht die Zukunft zu erraten, ist wichtig, sondern zu sehen, was die Gegenwart fordert. Nicht seine Chancen zu berechnen, tut Not, sondern seine Sendung zu bedenken“ (Glaubensparadoxe, Einsiedeln 1972, 40f). Was aber ist unsere Sendung? Sie kennen alle das Gleichnis des Herrn von der wachsenden Saat.

Es stellt gerade heraus, dass wir wirklich keinen Grund haben, mutlos zu sein, wenn wir vom verborgenen Wachstum des Gottesreiches heute augenscheinlich nicht so viel sehen. Dass es wohl aber ein verborgenes Wachstum gibt, erfahren und erleben wir doch alle in unseren Diözesen. Unsere Berufung ist dabei die des Säckmanns,

die der Säckfrau. Wir haben nur eines zu tun: Im Vertrauen auf das gegenwärtige Wirken des Hl. Geistes den Samen des Wortes Gottes auf den Acker der Welt auszuwerfen. Mehr nicht! Alles andere übernimmt der Herr! Er lässt es wachsen! Er lässt es reifen! Auf diesem Acker der Welt haben es heute viele Menschen schwer, sich dem Wort Gottes zu öffnen. Der Lärm unserer Tage übertönt es. Die Bilderflut beschäftigt viele so sehr, dass sie kaum noch auf die Freude schauen,

die Gott uns bereitet. In so manchem Zeitgenossen ist das Gespür für Gott verkümmert, so dass er bei allem Wortschwall den Mund nicht mehr zu öffnen vermag, um Gott zu loben und ihm zu danken. Zu diesen Menschen sind wir gesandt, um den Samen des Wortes Gottes in ihr Herz zu säen. Sie werden vielleicht nicht in Scharen zu uns kommen. Des-halb müssen wir zu ihnen gehen, zu den Einzelnen, um ihnen die Botschaft von Jesus zu bringen. Und wir haben ihnen etwas zu bringen!

Die schönste Botschaft, die es gibt: Jesus Christus! Manche meinen, die Kirche wolle ihnen die Freude am Leben beschneiden oder gar nehmen. Das Gegenteil ist wahr! Sie bringt ihnen die Freude! Was sie den Menschen zu verkünden hat, ist das Evangelium, die Botschaft, die froh macht! Das ist die Aufgabe und Sendung, die uns allen und unserem Bonifatiuswerk im Besonderen übertragen ist: Boten der Freude Jesu Christi zu sein! Das geschieht, wenn wir das Evangelium mit unserer Stimme verkünden. Aber das nützt nichts, wenn wir es nicht auch mit unserem Leben verkünden, das heißt: An unse-rem Leben muss das Evangelium ablesbar sein.

Durch unser Leben muss die Freude der Botschaft Christi wie ein Licht hineinstrahlen in die Herzen der Menschen, zu denen wir gesandt sind. Damit das gelingen kann, brauchen wir regelmäßig Zeiten der Stille, der Anbetung, der Sammlung, des Gebetes und selbstverständlich die Feier der Eucharistie, in der wir in der Gemeinschaft der Glaubenden das Geheimnis des Glaubens feiern. Das gilt es zu stärken, weil der Herr selbst ist, der uns und alle Menschen trägt in ihrer Suche nach dem Sinn, nach dem Glück, nach der Liebe ihres Lebens.

Ein Baum saugt mit seinen Wurzeln die Kraft aus dem Boden, um zu wachsen und zu erstarken. Dasselbe tun wir in der Zeit der geistlichen Sammlung, der Anbetung, des Gebetes und der Feier der Eucharistie. Die Kraft, die uns dabei

geschenkt wird, trägt uns und will sich auswirken auf unseren gesamten Alltag. Denn wir leben unseren Glauben ja nicht nur dann, wenn wir die Hände falten.

Wir leben ihn, was immer wir tun. Das ist die Basis, auf der eine heute so dringlich notwendige Evangelisierung möglich ist. Papst Franziskus etwa hat dazu immer wieder nachdrücklich auf-gefordert. Immer und immer wieder erinnerte er daran, dass unsere christliche DNA evangelisierender Natur sei. Er wünsche sich, dass die Kirche in einem „Zustand permanenter Mission“ (EG 25) leben möge.

Das Ziel dieser Mission bestehe - so der Papst - „in der persönlichen Begegnung von uns Menschen mit Jesus Christus“ oder zumindest darin, dass wir einen kleinen Schritt auf Jesus „zu machen“, um zu entdecken, „dass dieser bereits mit offenen Armen auf unser Kommen wartet“ (Nr. 3). Der Heilige Vater greift damit im Grunde das große Ziel des auferstandenen Herrn auf, dass dieser kurz vor seiner Heimkehr zum Vater in den Himmel seinen Jüngern benennt: „Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern“ (Mt 28,16). Das ist sein Herzensanliegen.

Und weil es sein Herzensanliegen ist, sollte es auch unser Herzensanliegen sein. Nicht ein end-loser Richtungsstreit, nicht ermüdende Selbstbeschäftigung, nicht lange Phasen eines lethargischen Wartestandes und jahrelange Trauerarbeit über vergangene, vermeintlich bessere Zeiten sind es, die etwas in Bewegung bringen.

Es ist die Aufforderung und das Vermächtnis des auferstandenen Herrn, in die ganze Welt aufzubrechen (Mk 16,15), um überall das Evangelium zu verkünden. Schon Papst Paul VI. hat diese Überzeugung in unüberbietbarer Weise ins Wort gebracht, wenn er in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii Nuntiandi“ (EN) bereits 1975 schreibt:

„Es ist ihre (der Kirche) Pflicht, die ihr durch den Herrn... obliegt, damit die Menschen glauben und gerettet werden können. In der Tat, diese Botschaft ist

notwendig. Sie ist einzigartig. Sie kann nicht ersetzt werden. Sie erlaubt weder Gleichgültigkeit noch Vermischungen mit anderen Lehren oder falschen Anpassungen. Es geht hierbei nämlich um das Heil des Menschen. Sie stellt die Schönheit der Offenbarung dar. Sie bietet eine Weisheit, die nicht von dieser Welt ist. Sie ist imstande, durch sich selbst den Glauben zu wecken, einen Glauben, der auf der Macht Gottes gründet (vgl. 1 Kor 2,5). Sie ist die Wahrheit. Sie verdient es, dass der Glaubensbote ihr seine ganze Zeit und alle seine Kräfte widmet und - falls notwendig - für sie auch sein eigenes Leben opfert“ (EN 5).

Die treibende Kraft und Motivation für all dies benennt uns das Johannes-Evangelium. Dort heißt es gleich zu Beginn in einem der ersten Kapitel: „Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat“ (Joh 3,16). In dieser Sendung steht unser Bonifatiuswerk mit allen seinen Projekten und Unterstützungsangeboten, deren Ziel es sein sollte, dem zu dienen, dass Menschen in ihrem Leben Jesus finden und damit das Ewige Leben.

Ich finde: Das gilt es stark zu machen, weil er das Leben ist, das im letzten allein trägt, selbst durch den Tod hindurch.

Amen.